

Weltweiter Kampf gegen die großen Killer

Wie lässt sich Malaria eindämmen? Was tun, wenn Reisende Ebola einschleppen? Im neuen Zentrum für globale Gesundheit an der TU wollen Ärzte mit Betriebswirten und Ingenieuren an solchen Fragen arbeiten – und ihre Forschungsergebnisse dann in die Politik tragen

VON JAKOB WETZEL

Medizin allein ist nicht genug. Der Kampf gegen die Malaria etwa sei zuletzt ins Stocken geraten, warnte im November die Weltgesundheitsorganisation. Eine wirksame Impfung gegen das Sumpffieber gibt es nicht. Und um die Krankheit nachhaltig einzudämmen, reiche es auch nicht aus, neue Wirkstoffe zu entwickeln, sagt Andrea Winkler. Man müsse vielmehr alles im Zusammenhang sehen: Wie lassen sich neue Medikamente erproben? Wie können Ärzte Patienten in abgelegenen Gegenden erreichen? Wie lassen sich Städte bauen, damit die Anopheles-Mücke, die den Erreger verbreitet, keine Feuchtgebiete zum Brüten findet? Wie können sich auch arme Menschen wirksam vor Infektionen schützen? Wie können Regierungen ihre Anstrengungen gegen die Krankheit koordinieren? Und mit welcher Technik lässt sich die Ausbreitung der Malaria überwachen?

Es sind Fragen wie diese, die Winkler und ihre Kollegin Clarissa Prazeres da Costa jetzt in München auf die Tagesordnung setzen wollen. Winkler ist Nervenärztin, da Costa Infektiologin; gemeinsam bauen sie nun an der Technischen Universität (TU) ein „Zentrum für globale Gesundheit“ auf. Getragen wird es von den Abteilungen am Klinikum rechts der Isar, an denen die beiden Forscherinnen tätig sind: vom Institut für Medizinische Mikrobiologie, Immunologie und Hygiene mit seinem Leiter Dirk Busch sowie von der Neurologischen Klinik und Poliklinik unter Direktor Bernhard Hemmer.

Ansprechen soll das Zentrum aber nicht nur Ärzte. Im Mittelpunkt steht vielmehr die Erkenntnis, dass nahezu alles in einer Gesellschaft mit Gesundheit zusammenhängt. Deswegen sollen hier Anthropologen und Soziologen, Betriebswirte und Klimaforscher, Politologen, Tier- und Humanmediziner, Ernährungswissenschaftler, Ingenieure und andere Forscher gemeinsam überlegen, wie sich die Menschen vor Epidemien schützen können. Diese, sagen die beiden Forscherinnen, ließen sich nur gemeinsam wirksam bekämpfen. Doch bislang gebe es zwar „viele Experten, die sich mit Teilaspekten von globaler Gesundheit beschäftigen“, sagt Winkler. Einen zentralen Ort für Austausch und Zusammenarbeit aber gebe es noch nicht.

Das West-Nil-Fieber ist mittlerweile auch in den USA ein Problem

Dabei sind längst nicht nur Länder in Afrika, Asien oder Südamerika betroffen. „Die Herausforderungen sind heute anders als noch vor 50 oder sogar zehn Jahren“, erklärt Winkler. Spätestens mit dem verheerenden Ausbruch der Ebola in Westafrika vor wenigen Jahren sei auch in Europa vielen klar geworden, dass Seuchen nicht an Länder- oder Kontinentalgrenzen Halt machen müssen, und dass es auch für reichere Länder zu einer Bedrohung werden kann, wenn ärmere Staaten eine Epidemie nicht in den Griff bekommen.

Andere ursprünglich tropische Krankheiten treten längst global auf. Dazu haben auch der Klimawandel und die Globalisierung beigetragen. Das West-Nil-Fieber etwa ist mittlerweile auch in den USA ein Problem. „Reisende bringen ihre Krankheiten mit“, sagt da Costa. Ebenso Flüchtlinge. So kämen zuletzt etwa verstärkt Patienten mit Leishmaniose in Münchner Dermatologien. Die tropische Parasitenkrankheit, die in einer ihrer Formen entstellende Hautgeschwüre verursachen kann, wird durch



Zwei Ärztinnen, die weltweit unterwegs sind: Clarissa Prazeres da Costa (oben) war gerade für einen Forschungsaufenthalt in Sambia, Andrea Winkler leitet an der Uni Oslo bereits ein „Centre for Global Health“. FOTOS: STEPHAN HUMPF



Sandmücken übertragen – und diese Tiere, sagt da Costa, fänden im syrischen Kriegsgebiet derzeit hervorragende Bedingungen vor, um sich zu vermehren.

Leishmaniose ist eine der sogenannten vernachlässigten tropischen Krankheiten, unter denen oft hauptsächlich arme Menschen leiden. Diese Krankheiten, zu denen auch zum Beispiel Gelbfieber und Dengue-Fieber zählen, aber auch die drei „großen Killer“ Malaria, Tuberkulose und Aids, die global zu besonders vielen Toten führen, könne nicht jeder Staat allein bekämpfen, sagen die beiden Forscherinnen. Man müsse zusammenarbeiten – und auch dabei soll das Münchner Zentrum helfen. Denn dort soll nicht einfach nur geforscht werden. „Wir wollen keinen neuen Elfenbeinturm bauen, sondern an die Umsetzung denken“, sagt da Costa. Forschung brauche es natürlich auch; aber sie müsse aus der Uni heraus und in die Politik, um zu wirken. Daher soll das Zentrum Forschern zum Beispiel dabei helfen, Kooperationspartner im Ausland zu finden, um dort die Gesundheitssysteme zu stärken und so ärmere Länder zu stabilisieren. Am Ende hätten alle etwas davon.

Die Bundesregierung hat die Ausgaben für globale Gesundheit drastisch erhöht

Winkler und da Costa wissen aus eigener Praxis, wovon sie sprechen: Beide sind Experten für tropische Parasiten. Für Studien und für Kooperationen reisen sie regelmäßig ins Ausland; da Costa etwa ist gerade erst von einem Aufenthalt in Sambia zurückgekehrt, von wo sie Schweinebandwurm-Larven zur Analyse an die TU mitgebracht hat. Und gerade Tropenmediziner würden sich schon lange auch mit den politischen Rahmenbedingungen von Gesundheit befassen, sagt sie. Etwa mit der Frage, was es für die Gesundheit der Menschen bedeutet, wenn ein neuer Staudamm errichtet wird. Oder damit, was sich im Gesundheitssystem früherer Kolonien änderte, als diese unabhängig wurden. Aber diese Fragen stellen sie bislang für sich. Einen festen Ort, um sich mit anderen darüber auszutauschen, gab es nicht, sagt da Costa. „Es gab dafür nie ein eigenes Zuhause an der Universität.“

Wie das künftige Zentrum konkret arbeiten soll, ist noch offen – aber an der TU spürten sie Rückenwind, sagen Winkler und da Costa. Und nicht nur hier drängt das Thema nach vorne. An der Uni Oslo, an der sie neben ihrer Tätigkeit in München Professorin ist, leitet Andrea Winkler bereits ein „Centre for Global Health“, mit dem das Münchner Zentrum zusammenarbeiten soll. Auch in Berlin ist globale Gesundheit ein Thema. Die Bundesregierung hat die Ausgaben in dem Bereich drastisch erhöht, auf mehr als 860 Millionen Euro im Jahr 2017. In Berlin soll zudem ein internationales Zentrum für die Bekämpfung antimikrobieller Resistenzen entstehen.

Am Münchner Zentrum klopfen da Costa und Winkler derweil an die Türen der verschiedenen Fakultäten und werben für ihre Idee. Bislang arbeiten sie zu dritt an ihrem Projekt: Das Institut für Mikrobiologie und die Neurologische Klinik finanzieren ihnen eine Koordinatorin zur Unterstützung. Im November solle das Zentrum dann mit einem „Global Health Day“ offiziell die Arbeit aufnehmen, sagt da Costa. Und eines Tages könne daraus vielleicht auch mehr werden. „Mein Traum wäre“, sagt Winkler, „einen Lehrstuhl zu etablieren und irgendwann einen eigenen Masterstudiengang in globaler Gesundheit anbieten zu können.“